

# Eindrücke von amerikanischen Museen

Autor(en): **Gysin, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht / Schweizerisches Landesmuseum Zürich**

Band (Jahr): **56 (1947)**

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-395307>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# EINDRÜCKE VON AMERIKANISCHEN MUSEEN

Von F. Gysin

Der Verfasser hatte Gelegenheit, in den Jahren 1947 und 1948 auf drei kurzen Reisen einige der wichtigsten Museen der Vereinigten Staaten kennen zu lernen. Er wurde aufgefordert, seine Eindrücke für die an musealen Dingen interessierten Leser dieses Berichtes zusammenzufassen. Nun sind die betrachteten Institute so bekannt, daß über deren Inhalt und Bedeutung an dieser Stelle nichts Neues gesagt werden kann. Der Nutzen einer derartigen Betrachtung kann also nur darin liegen, daß dem in Museumsfragen nicht unerfahrenen Beobachter einige Feststellungen gelingen, die für die Beurteilung von Museumsaufgaben in unserem eigenen Lande brauchbare Gesichtspunkte enthalten. Von einer auch nur einigermaßen vollständigen Übersicht über das amerikanische Museumswesen kann dabei keine Rede sein.

Der erste Eindruck ist überall der einer unvergleichlichen Liberalität. Die Eintrittszeiten, auch zu Abendstunden, sind so ausgedehnt als möglich und über die Mittagszeit nicht unterbrochen. Der in Europa unvermeidliche «Reinigungstag» ist unbekannt. Eintrittsgelder kommen so wenig vor wie Garderobegebühren, und wenn einem da und dort beim Eingang ein gedruckter Führer geradezu geschenkt wird, beginnt man diese Großzügigkeit zu verstehen: Das Museum wirbt um den Besucher. Führungen finden täglich, oftmals stündlich statt und sind meist sehr gut. Im Museum bewegt man sich auf die ungezwungenste Weise, bei der drückenden Sommerhitze beispielsweise ohne Rock, man photographiert wie man will und genießt allerlei Bequemlichkeiten, Ruhesäle, Rauchzimmer, Erfrischungsräume, Aufzüge, Waschgelegenheiten von peinlichster Sauberkeit.

Das sind Äußerlichkeiten; sie machen immerhin den Zugang sehr einladend. Der Museumsfachmann ist nun begierig, den Geist kennen zu lernen, der in diesen Räumen herrscht. Fast überall ist zunächst die Darbietung des Museumsgutes anziehend. Sehr rasch befreit man sich von dem bei uns verbreiteten Vorurteil, das amerikanische Publikum habe keine innere Beziehung zu den Kostbarkeiten aus aller Welt. Das ist nicht richtig. Nicht nur

sind die Besucherzahlen auch proportional höher als bei uns, sondern das wirkliche Interesse, die lebendige Anteilnahme sind unverkennbar. Was man von gelegentlichen Bemerkungen hört, zeugt nicht von niedrigerem «Niveau» als in Europa. Will man sodann als Kollege die leitenden Fachleute kennenlernen, so sind die Hindernisse gering, und bald wird man mit der herzlichen Gastfreundschaft empfangen, auf die jeder Amerikaner mit Recht stolz ist. Man findet aufgeschlossene Leute, die ihr Fach verstehen, lernt Stäbe kennen, deren zahlenmäßige Zusammensetzung man neidvoll mit dem eigenen vergleicht, technische Einrichtungen und ein wissenschaftliches Rüstzeug, deren einwandfreies Funktionieren und saubere Organisation bewundernswert sind, kurz, an vielen Orten die Erfüllung dessen, was man sich geträumt. Leise kann sich die Frage regen, ob nicht mitunter die Organisation überorganisiert, die Spezialisierung eine Gefahr für die individuelle Note sei. Mag indessen das eben ausgesprochene Lob sehr hoch sein, übertrieben ist es nicht.

Nach dem ersten überaus günstigen Eindruck fragen wir uns nun: «Was ist das charakteristisch Amerikanische»? Man wird es zunächst in einigen Zügen finden, die von Europa her bekannt, hier aber mit anscheinend unbeschränkten Mitteln gesteigert sind. Wir nennen die Propaganda. Daß mit Wort und Schrift, mit Presse, Film und Radio intensiv geworben wird, versteht sich von selbst. Neuerdings tritt die Television in den Gesichtskreis, und das Erweiterungsprojekt des Metropolitan Museum in New York sieht dafür eine eigene Abteilung vor. Dazu kommen Wettbewerbe für jung und alt, mit Preisen, die nur durch sorgfältiges Studium der Sammlungen zu gewinnen sind. Die Führungen, die heute in jedem gut geleiteten Museum zu den Notwendigkeiten gehören, sind ein Hauptanliegen, nicht wie noch zu oft bei uns eine Nebensache. Ordnen wir sie zumeist dem Begriff «Erklärung» unter, so gehören sie drüben zum Kapitel «Education»; der Bildungsidealismus der Neuen Welt wird offenbar, das Museum bietet nicht nur dar, es will erziehen. Die aufgewendeten Mittel sind bedeutend. Fast jedes Museum hat hierfür seinen eigenen Stab mit spezieller Ausbildung. Der des Metropolitan Museum umfaßt nicht weniger als 26 Beamte. Für den Nachwuchs der Museumsbesucher, die Kinder, bestehen eigene Einrichtungen. Vielen Instituten ist ein «Junior museum» angegliedert, mit eigenen, dem kindlichen Verständnis angepaßten Ausstellungen, Aufenthaltsräumen, Bibliotheken, Führungen. Der Drang zur Vermittlung von Anschauung und Bildung greift aber weiter, über die Mauern des Museums hinaus. Die Außendienste, wiederum am Metropolitan Museum am besten ausgebildet, sind von großer Bedeutung. Gute Reproduktionen von Kunstwerken und Diapositive werden weit herum an jedermann in jeder gewünschten Zu-

sammenstellung ausgeliehen, sodaß die Familie, der Verein in abgelegenen Ortschaften sich mit geringen Kosten schönes Anschauungsmaterial beschaffen können. Besonders sorgfältig wird für die Schule gesorgt. Das Museum stellt für jedes Gebiet Kollektionen zusammen, Wiedergaben und Originale bis zu eigentlichen Kostbarkeiten. Dazu kommen erklärende Texte und vorbereitete Fragebogen, die ohne weiteres zum Unterricht verwendet werden können. Jede Sendung stellt eine kleine, ausgezeichnet ausgedachte Ausstellung dar, die auf Wunsch von besonderen Museumsbeamten am Bestimmungsort aufgestellt wird. Wer die riesigen Landstrecken kennt, in denen künstlerische Anregung völlig fehlt, wird diese Ausstrahlung der großen Sammlungen sehr hoch einschätzen. Viel zuversichtlicher als bei uns wird weiterhin die Rolle der Museen als Anregung für das moderne Kunstgewerbe und die Industrie bewertet. Große Museen ergreifen auch hier die Initiative. In eigenen Ateliers kann der Textilzeichner, der Keramiker usw. vor den besten Originalen und unter Anleitung durch Fachleute des Museums neue Entwürfe entwickeln, wobei bloßes Kopieren von vorneherein verpönt ist. Endlich sind vielen Kunstmuseen (z. B. New York, Chicago, Cleveland) Kunstschulen angegliedert, und da diese Sammlungen auch die moderne Kunst ständig verfolgen, ist zum mindesten für den Respekt vor der Meisterleistung nicht nur aus klassischer Zeit ein guter Nährboden vorhanden.

Der oft gehörte Einwand, all diese Herrlichkeiten seien leicht zu beschaffen, wo so große Geldmittel vorhanden wären, trifft nicht zu. Vor allem ist es ja nicht das Geld, das neue Ideen hervorbringt, sondern umgekehrt: wo ein guter Gedanke vorliegt, sind meist auch die Mittel zu beschaffen. Dann aber sind die amerikanischen Museen von Anfang an in ungünstigerer Lage als die europäischen. In verschwindender Minderzahl sind sie ja Staatsinstitute (National Gallery of Art in Washington), oder erhalten staatliche Zuschüsse (Metropolitan Museum, City Art Museum in St. Louis). Die allermeisten sind private Gründungen und haben sich ihre Mittel in mühsamer Sammeltätigkeit ständig neu zu beschaffen. Flossen diese Quellen früher reichlich, so steht das heute ganz anders: dem Metropolitan Museum will es nur schwer gelingen, die 10 Millionen Dollars für sein großes Erweiterungsprojekt zu finden.

Gehen wir auf unserer Suche nach dem spezifisch Amerikanischen weiter, so finden wir eigentliches Neuland im Grunde genommen erst auf weltanschaulichem Boden. Nehmen wir als Beispiel das riesenhafte Museum of Science and Industry in Chicago. Hat man sich in der Unzahl von beweglichen Modellen, sinnreichen Erklärungen technischer Vorgänge, einleuchtenden Darstellungen physikalischer, chemischer, medizinischer Be-

griffe, die diesen vielgestaltigen Organismus zu einem überwältigenden «Labyrinth der Belehrung» machen, einigermaßen zurechtgefunden, so sagt man sich zunächst, daß in kleinerem Maßstabe das Technische Museum in Stockholm, das Deutsche Museum in München, namentlich aber das Palais de la Découverte in Paris dasselbe, zum Teil sogar besser zeigen. Den wesentlichen Unterschied bildet im amerikanischen Fall der überall mit größter Überzeugung durchdringende Glaube an den Fortschritt. Schritten Forschung und Technik, so will man uns glauben machen, ihren Weg ständig weiter, so gingen wir einem stets besser erkennbaren Zustand von Glück und Vollkommenheit entgegen. Zweifel werden nicht laut. Europäische Skepsis gegenüber der amerikanischen Maxime «We are a young people»? So unkompliziert werden auch drüben nicht viele Gebildete denken. Wenn aber im eben besprochenen Museum der Europäer doch wohl feststellen wird, daß der europäische Beitrag, ja daß überhaupt die Rolle der schöpferischen Idee gegenüber der ausbauenden Technik zu wenig ins Licht gestellt ist, so werden Wesensunterschiede klar, ebenso klar aber auch die ungeheure Stoßkraft des amerikanischen Gedankens.

Versuchen wir nun, die entsprechenden Regungen auch auf künstlerischem Gebiete aufzusuchen. Wir kommen zu den schönsten Leistungen und zu neuen Fragen. Hier ist endlich der Ort, zu sagen, daß die Sammlungen unendlich schön und reich sind. Fehlen auf anderem Gebiet — dem naturwissenschaftlichen vor allem — die entsetzlich altmodischen Aufreihungen endlosen Materials durchaus nicht, so haben die Kunstmuseen längst als einzigen Maßstab die Qualität erwählt. Kunst, nicht Kunstgeschichte, ist das Thema. Das Museum of Fine Arts in Boston und die National Gallery of Art in Washington verkörpern diesen amerikanischen Typus am reinsten. Das Obergeschoß in Boston, wo die Meisterwerke ägyptischer Plastik des Alten Reiches, die unvergleichlichen Kostbarkeiten chinesischer Keramik und die europäische Malerei ausgestellt sind, die Italiener und Niederländer in Washington, finden Ebenbürtiges nur in den alten Metropolen unseres Kontinents. Washington hat überhaupt das modernste Kunstmuseum der Welt, das keine Kompromisse kennt und der Kunst in reinsten Form huldigt. Wer diesen edlen Kult des Schönen nicht anerkennt, kann keinen wahren Begriff von amerikanischem Wesen empfangen.

Die folgerichtige Betonung der künstlerischen Qualität führt museums-technisch zur Auswahl, und dieser Prozeß, verbunden mit ständiger Verbesserung der Raumgestaltung, ist überall zu erkennen. Er führt naturgemäß auch zur heute üblichen Trennung der Bestände in Schausammlungen einerseits, wo nur das gezeigt wird, was dem allgemeinen Publikum ohne weiteres verständlich ist, und Studiensammlungen andererseits, die außerdem das

vereinigen, was der Fachmann für seine Arbeit braucht. Sehr praktisch ist das z. B. in Boston so durchgeführt, daß der geschilderten Schausammlung im Obergeschoß die dichter aufgestellte Studiengalerie im Erdgschoß entspricht.

Die amerikanische Anwendung des Qualitätsprinzips entbehrt indessen nicht der Problematik. Als Beispiel diene das New Yorker Metropolitan Museum of Art, dessen überreiche Sammlungen wir bisher zu wenig gewürdigt haben. Namentlich bei Plastik und Kunstgewerbe wird hier deutlich, daß die Leitung mehr Wert darauf legt, die höchsten künstlerischen Leistungen etwa des europäischen Mittelalters zu vereinigen, als daß sie versuchte, den Beitrag der einzelnen Völker nach Wesen und Entwicklung darzulegen. So entsteht zwar ein herrliches Gesamtbild, aber man hat Mühe, z. B. die spanische Komponente herauszusuchen oder festzustellen, was von einem bestimmten Spezialgebiet überhaupt vorhanden ist. Wohin diese Tendenz führen kann, zeigen am deutlichsten die «Cloisters», das Zweigmuseum des Metropolitan Museum im Fort Troyon Park. Hier sind mit wissenschaftlich einwandfreier Genauigkeit einige Kirchenräume und Kreuzgänge aus Frankreich, Italien und Spanien wiederaufgebaut und aus den Museumsbeständen so ausgestattet, daß eine lebendige Anschauung von mittelalterlicher Kirchenkultur angestrebt wird. Da nun aber Europa als Gesamtheit genommen ist, entsteht durch die Mischung verschiedenster Stile ein für uns kaum erträgliches Mosaik, dessen Diskrepanz nur durch die schönen Gartenanlagen gemildert wird. Seine Schöpfer lehnen freilich diese nach ihrer Ansicht zu sehr spezialisierende Kritik ab und betonen die mittelalterliche Einheit. Sehen wir zu. Die «Cloisters» sind der extremste Ausdruck der eben geschilderten Tendenz, die natürlich auch in anderen Museen fühlbar ist. Nun ist das in amerikanischen Sammlungen bewahrte Material für alle historischen Kulturen der Erde so reich und wichtig, daß ernsthafte Studien ohne seine Kenntnis nicht mehr möglich sind. Eben weil es aber unentbehrlich geworden ist, scheint uns auf die Dauer die Beibehaltung eines so einseitigen Gesichtspunktes nicht durchführbar, ja die Museen berauben sich selbst eines ihrer schönsten Wirkungsmittel, wenn sie darauf verzichten, Eigenart und Entwicklung beispielsweise der französischen Kunst aufzuzeigen, wie sie das mit ihrem Material zu tun durchaus in der Lage wären. Letzten Endes ist die Vielgestaltigkeit der europäischen Kunst doch einer ihrer wichtigsten Wesenszüge, der nicht verwischt werden kann, ohne das Bild zu fälschen. — Die Verständigung ist vermutlich nur eine Frage der Zeit.

Gelänge sie, so fiele den amerikanischen Museen noch ein anderer Gewinn zu: die größere innere Wahrscheinlichkeit. Es ist wohl keine Frage,

daß unter der besprochenen Eigenart der Darstellung die Bodenständigkeit der Sammlungen leidet. So herrlich sie sind, so mehr man darin Raum und Zeit vergißt, so fühlbar ist doch das besondere Wohlbehagen, das sich jeweils einstellt, wenn man die «American wings» betritt, die Darstellung der eigenen Vergangenheit des Landes. Das steht auf festen Füßen. Die gleiche sorgfältige Museumstechnik hat dort wie hier gewaltet, die Qualität ist um einige Grade weniger hoch, und dennoch ist der Unterschied unverkennbar. Wohl werden wir Europäer diese Nuance stärker empfinden, weil uns diese Kultur von Neu-England und der Südstaaten neu ist und uns durch ihren besonderen Charme stark anspricht. Aber auch Amerikaner empfinden so, und ist denn nicht der Unterschied die natürlichste Sache von der Welt? Ist es nicht selbstverständlich, daß sich die eigene Kultur viel überzeugender darstellen läßt, wenn man mit jeder Faser in ihr verwurzelt ist?

So kommt es, daß der fremde Besucher die reinste Freude erleben wird beim Besuch einer ganz amerikanischen Institution. Wir meinen Mount Vernon, den Landsitz George Washingtons, in der Nähe der Hauptstadt. Eine über die ganze Union verbreitete Organisation von Damen hat das Gut erworben, mit höchster Sorgfalt und feinstem Takt den Zustand zu Washingtons Zeiten wiederhergestellt und das schöne Besitztum im Kolonialstil dem Publikum geöffnet. Wir wüßten wenige Orte der Welt, wo es vollkommener gelungen wäre, die glückliche, vornehme Harmonie zwischen Menschenwerk und Landschaft ungezwungen sichtbar zu machen. Alle Museumspedanterie ist vermieden; wir wähen, in der prunklosen Intimität des großen Staatsmannes zu Gäste zu sein.

Schließlich die viel gehörte Frage: Bedeuten diese herrlichen Sammlungen nicht eine unerhörte, für uns unerträgliche Beraubung Europas? Zunächst könnte sie mit demselben Recht auch für den Vorderen Orient, für Ostasien und für die mittelamerikanischen Hochkulturen gestellt werden. Die amerikanische Antwort lautet: «Nein. Die Kulturen eurer Länder sind so reich, daß ihr unseren Bruchteil entbehren könnt; mehr noch, unsere Kultur fußt auf der eurigen; sollen wir denn unsere alten Wurzeln nicht kennenlernen? Freut euch unsere Bewunderung für eure Leistungen nicht, dient sie nicht der Verständigung zwischen uns und euch? Und endlich: Habt ihr denn nicht für Asien und die primitiven Kulturen, die heute nur noch in London, Paris, Kopenhagen, Leiden und Basel studiert werden können, dasselbe getan wie wir?» Die Gegenantwort fällt nicht leicht. Wird man dennoch in der italienischen Sammlung in Washington das Gefühl des Heimwehs nach dem wirklichen Italien nie ganz los, so muß man sich schließlich mit der unbestreitbaren Tatsache trösten, daß die europäischen Schätze

in amerikanischen Sammlungen zum allerkleinsten Teil durch Kauf der Museen erworben, vielmehr in der Mehrzahl Geschenke erfolgreicher Sammler sind. Wohl ist die — heute abgeebbte — Welle großer Sammeltätigkeit nicht frei von gelegentlichem Snobbismus, aber in der Gesamtheit ist die darin entfaltete Begeisterung wiederum ein gut amerikanischer Zug. Eine heute kaum mehr begreifliche Rückwirkung auf die Museen ist freilich der Umstand, daß noch immer, und mit wenigen mildernden Ausnahmen, geschlossenen geschenkte Sammlungen auch unverteilt gezeigt werden, so daß man oft gezwungen ist, Zusammengehöriges in den verschiedensten Sälen aufzusuchen. Die wichtigste Erkenntnis in der oben aufgeworfenen Frage scheint uns aber die zu sein: Wenn sich das amerikanische Publikum durch wirkliche Liebe zur Sache seine Sammlungen innerlich zu eigen machen kann, darf man von «Beraubung» nicht mehr länger sprechen. Daß Grund genug vorliegt, das anzunehmen, haben wir bereits bestätigt. —

Behalten wir immer im Auge, daß keine Sammlung jenseits des Ozeans sich mit denjenigen der alten Hauptstädte unseres Kontinents messen kann — noch messen möchte —, so besteht für uns keinerlei Grund, irgendeine Überlegenheit des europäischen Museumswesens gegenüber dem amerikanischen anzunehmen. Die Sammlungen der Neuen Welt erfüllen ihre Aufgaben ebensogut, in vielen Dingen besser als die unsrigen. Wir haben viel von ihnen zu lernen. Ihre Leiter sind tüchtige Fachleute mit weitem Horizont. Sie kennen die Mittel der Forschung und der Technik und bekommen in großzügigster Weise Gelegenheit, auf ausgedehnten Studienreisen den Kontakt mit den Ursprungsländern ihrer Sammlungen aufrechtzuerhalten. Sie haben die Trennung zwischen wissenschaftlicher Leitung und Verwaltung viel klarer durchgeführt als wir, die wir noch immer verdienstvolle Forscher mit administrativen Aufgaben belasten. Schon in der Erziehung des Nachwuchses an Museumspersonal, die zielbewußt und sachgemäß von der großen American Association of Museums vorgezeichnet wird und mancherorts vorbildlich eingerichtet ist, ist diese Trennung vorgesehen. Verwaltung soll nicht Nebenarbeit von Gelehrten sein, sondern Hauptarbeit von Fachleuten. Der Museumsleiter soll frei sein für schöpferisches Denken, die Wissenschaftler sollen Zeit für ihre Forschung haben, Hilfsarbeit soll von Hilfskräften besorgt werden. Dieses Programm ist zum guten Teil erfüllt, während wir davon träumen!

Amerika hat seinen eigenen vollgültigen Museumstypus gefunden. Von unserem eigenen weicht er im Endzweck ab. Getreu dem Bildungsidealismus und Fortschrittsglauben des großen Volkes, das sein Ideal so treffend als «american dream» bezeichnet, dient er der Erziehung und ist überzeugt von der Lehrbarkeit und Lernbarkeit des künstlerischen Verstehens. Wir, die



wir leichter zu Zweifeln neigen, die Selbstkritik nur zu sehr pflegen, die wir überdies mit Schrecken erleben, daß jede geschichtliche Krise unser Kulturerbe schmälert, sehen in der Museumsarbeit vor allen andern Dingen die Verpflichtung, das noch vorhandene Kunstgut zu erhalten. Kein Wunder also, daß bei uns u. a. das Studium der Konservierung und Restaurierung intensiver gepflegt wird als drüben, daß wir viel zurückhaltender sind und jedes Risiko fürchten. Darin aber, daß das Museumsgut als Eigentum der Nation so freigebig und so verständlich als möglich der Öffentlichkeit dargeboten werden soll, im Gedanken des Dienens am Volk, darin treffen sich beide Richtungen durchaus. Zu loyaler, freundschaftlicher Zusammenarbeit sind beide Lager gleichermaßen bereit.